

Große Industrie und Politik

Die Sackgasse des Industrialismus und die Wiedergewinnung der politischen Gestaltung der Gesellschaft

Otto Ullrich

Gliederung

Die kleine und die Große Industrie
„Höherentwicklung“ durch die Große Industrie
Zivilisierung der Welt durch Industrialisierung
Die industriekulturellen Denkmuster bestimmen die Gegenwartsroutine
Große Industrie und Sozialismus
Spielräume der Politik im Industrialismus
Das gespaltene Bewußtsein
Denkblockaden durch den Fortschrittsmythos
Normative Ordnung und gewissenlose Handelsfreiheit
Die Verkehrung von Mittel und Zweck
Die unermesslich schädliche Wirkung der Wissenschaft
Leitlinien für eine kluge Regelung der Produktion
Industrielle psychische Zurichtungen und neue Lebensweise
Die gesellschaftlichen Machtmittel der Politik
Produktive Knechtschaft und unproduktive Freiheit
Durchbrechen oder Umkehren
Der Mythos der Weltgesellschaft
Politik benötigt den abgrenzbaren Ort

Zusammenfassung

An die vom Kapitalismus vorangetriebene Große Industrie waren einmal große Hoffnungen geknüpft. Die damit verbundene Verelendung sollte nur vorübergehend sein und zu einer allgemeinen Höherentwicklung der Menschheit führen. Industrialisierung war das Programm zur Zivilisierung der Welt. Die Hoffnungen sind verflogen. Die Verelendung und Naturzerstörung durch Industrialisierung sind weltweit gestiegen. Der Industrialismus erweist sich als nicht zukunftsfähig und verallgemeinerbar. Dennoch wird er utopielos als dumpfe Alltagsroutine weiterbetrieben. Politik ist dabei verkommen als Unterwerfung unter die Interessen der Großindustrie. Für die Wiedergewinnung der politischen Gestaltung einer zukunftsfähigen Gesellschaft müssen zunächst die vielfältigen Denkblockaden durch den Fortschrittsmythos aufgebrochen werden. Welche Auswege sich dadurch eröffnen für eine nachindustrielle Produktions- und Lebensweise, wird anhand einiger Schlüsselthemen erörtert.

Die kleine und die Große Industrie

Das Wort „Industrie“ kam im 17. Jahrhundert auf und hatte zunächst die Bedeutung „Fleiß, Betriebsamkeit“ wie sein lateinischer Ursprung *industria*. Im 18. Jahrhundert wandelte sich seine Bedeutung in Richtung Gewerbefleiß, gewerbliche Fabrikation, Produktion materieller Güter. Im Sinne dieser vom Handwerk noch nicht klar geschiedenen gewerblichen materiellen Produktion spricht Marx auch von der „kleinen Industrie früherer Jahrhunderte“. Von dieser allgemeinen Bedeutung kann man den Begriff der Großen Industrie abheben. (Vgl. Marx: *Maschinerie und große Industrie*, MEW 23, 13. Kapitel.)

Die „kleine Industrie“ in Form von betriebsamen Produktionsstätten gab es auch im Feudalismus. Sie war nicht bestimmend für die Gesellschaft. Mit der Entfaltung der Großen Industrie seit dem 19. Jahrhundert sind dagegen sehr weitgehende Veränderungen in der ganzen Gesellschaft verbunden, so daß man am Ende ja auch von der „Industriegesellschaft“ spricht. Die Veränderungen betreffen das Verhältnis der Menschen zueinander und zur Natur, den Charakter der Arbeit und der Lebensweise, die Organisation der Produktion und die Austauschformen und auch die psychische Verhaltensprägung der Menschen. Der neu entstehende Typus der Großen Industrie durchdringt und verändert systematisch fast alle Bereiche der

Gesellschaft und ordnet ihr Zusammenspiel nach einer neuen Logik, nach neuen „Gesetzmäßigkeiten“. So spricht man heute auch vom die Gesellschaft durchformenden Industrialismus oder Industriesystem.

Die hohe Attraktivität gewann die Große Industrie zunächst vor allem durch die beeindruckende Produktivität ihrer „Produktionskräfte“. Durch eine bis dahin unzumutbar hohe Arbeitsteilung, eine organisatorische Zusammenfügung der Arbeitsschritte, eine strenge Disziplinierung der „Arbeitskräfte“, durch neue industrielle Maschinen und wissenschaftlich angeleitete „Unterjochung der Naturkräfte“, später vor allem der fossilen Energieträger, entstand eine „Produktionsmaschinerie“, die hinsichtlich ihres Ausstoßes an Gütern und ihrer Veränderungsdynamik alles Bisherige in den Schatten stellte. Voller Bewunderung beschreiben diesen Prozeß Marx und Engels beispielsweise in ihrem „Kommunistischen Manifest“ von 1848: „Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossale Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegrafen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden gestampfte Bevölkerungen - welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“

Das Hervorstampfen der kolossalen Produktionsmaschinerie war mit großer Rücksichtslosigkeit und Gewalt gegenüber den Menschen und der Natur verbunden. Die „ursprüngliche Akkumulation“ des für den Aufbau der großen Maschinerie erforderlichen Kapitals war nur möglich durch Raub und rücksichtslose Ausplünderung anderer Kulturen. Aber auch in den Mutterländern des Kapitalismus selbst entstand durch den Aufbau der Großen Industrie ein unsagbares Elend beim menschlichen Teil der Produktionskräfte. In der „Arbeiterklasse“ wurden die Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen auf ein erbärmliches Niveau heruntergedrückt. Die Menschen wurden systematisch erniedrigt und in ihren Fähigkeiten und Selbstbestimmungsmöglichkeiten enteignet.

Höherentwicklung durch die Große Industrie

Diese beiden Seiten der Großen Industrie, die kolossale materielle „Reichtumsproduktion“ und die damit verbundene massenhafte Verelendung, wurden von bürgerlichen und marxistischen Theoretikern „aufgehoben“ durch eine kühne geschichtsphilosophische Hypothese, die bis heute fortwirkt. Das große Leid und die Erniedrigung durch die Industrialisierung sah man als gerechtfertigtes vorübergehendes Opfer an, weil genau dadurch eine allgemeine „Höherentwicklung der Menschheit“ vorangetrieben würde. So schreibt beispielsweise Alexis de Tocqueville 1835, nachdem er sehr realistisch die unmenschlichen Verhältnisse in einem Industriegebiet beschrieben hat: „Inmitten dieser stinkenden Kloake hat der große Strom der menschlichen Industrie seine Quelle, von hier aus wird er die Welt befruchten. Aus diesem schmutzigen Pfuhl fließt das reine Gold. Hier erreicht der menschliche Geist seine Vollendung und hier seine Erniedrigung; hier vollbringt die Zivilisation ihre Wunder, und hier wird der zivilisierte Mensch fast wieder zum Wilden.“ Die These von der geschichtlichen „Höherentwicklung“ durch vorübergehende Erniedrigung wurde dann von Marx und seinen Nachfolgern wortreich ausformuliert und „wissenschaftlich“ begründet. Die Stichworte sind: Eine emanzipierte Gesellschaft mit voll entfaltenen Persönlichkeiten, ein wirklicher Sozialismus/Kommunismus, ist nur möglich auf der Grundlage eines bestimmten gesellschaftlichen Reichtums. Dieser Reichtum konnte früher nicht geschaffen werden, weil die Produktivität zu gering gewesen ist. Die historische Leistung der Entfaltung der Produktivkräfte vollbringt erst der Kapitalismus. Da die Arbeitsamkeit und Arbeitsdisziplin, die notwendig sind für die industrielle Produktion, für das Arbeiten über die unmittelbaren Bedürfnisse hinaus von den Menschen der alten Gesellschaft, den Bauern und Handwerkern, nicht freiwillig hervorgebracht werden, müssen sie dazu gezwungen werden. Auch diese notwendige historische Leistung, die Schaffung des disziplinierten, arbeitsamen Industriearbeiters, vollbringt das Kapital. Hiermit hängt dann auch zusammen, daß die Theoretiker der Höherentwicklung die bäuerlich-handwerklichen Produktions- und Lebensweisen gering schätzen bis verachten und noch die stumpfsinnigste Arbeit in der Großen Industrie bei ihnen hohe Wertschätzung genießt.

Die Hoffnung war, daß nach einer Phase des Elends und der Entmündigung des Proletariats unter der Hülle des Kapitals genau die Produktivkräfte entstehen, die als materiell-organisatorische Basis für den Sozialismus erforderlich sind. Die entwickelte Große Industrie sollte schließlich von den bislang Ent-

mündigten und Unterdrückten in eigene Regie übernommen werden, und nach der Phase des Elends folgt dann die strahlende Zukunft mit einem materiellen Reichtum für alle, mit sinnlich und geistig voll entfalteten Menschen.

Zivilisierung der Welt durch Industrialisierung

Daß die ganze Welt zur Erlangung einer „höheren Stufe der Zivilisation“ durch den Schmelztiegel der Industrialisierung hindurch muß, war fester Glaubensbestandteil auch fast aller späteren „Führer der Arbeiterbewegung“, und sie waren froh, daß die dafür als notwendig angesehene „historische Drecksarbeit“ die Kapitalisten übernahmen. Auf diese Weise wurde auch von der Seite der Industrie-„Arbeit“ jede Schandtat des Kapitals historisch gerechtfertigt, von der Vernichtung der handwerklichen Produktionsweise bis hin zur Kolonisierung anderer Kulturen. „Daß der Kapitalismus das Kleinhandwerk ruiniert, ist eine Notwendigkeit“, meinte beispielsweise Kautsky 1903 auf einem Parteitag der SPD. Man habe aber nicht die Pflicht, dabei mitzutun, sondern man müsse das „dem Kapitalismus allein überlassen. ... Dieselbe Haltung müssen wir gegenüber der Kolonialpolitik einnehmen. Gewiß, die Ausdehnung des Kapitalismus in den Kolonien ist notwendig, und es wäre kindisch, ihn daran hindern zu wollen, aber die Herren Kapitalisten sollen ... dies auf eigene Kosten und Gefahr tun.“ Oder 1914 schreibt der Sozialdemokrat Quessel in den „Sozialistischen Monatsheften“: Natürlich könne man die notwendige Zivilisierung durch Kolonisierung nicht ohne einen „gewissen Wohlfahrtsdespotismus“ erreichen, und natürlich ist „der Neger ohne staatlichen Zwang wenig geneigt, Gebrauchswerte für das weiße Proletariat zu erzeugen“. Aber die Erziehung des Negers zur Arbeitsamkeit, die mehr produziert, als er braucht, ist „sowohl im proletarischen wie im kulturellen Interesse gerechtfertigt“. Die Rechtfertigungen für die Ausweitung der kapitalistischen Industrialisierung über die ganze Welt, für die Zurichtung der Menschen zur industriellen Arbeitsamkeit, für die damit verknüpften Verelendungen und Erniedrigungen als „notwendiges“ Durchgangsstadium zur „Höherentwicklung“ zieht sich bis in unsere Tage. Rund eineinhalb Jahrhunderte nach Toquevilles Hoffnung auf die Vollendung des menschlichen Geistes durch Erniedrigungen in der stinkenden Kloake liest man in Theoriezeitschriften noch immer, daß notwendigerweise gesellschaftliche und individuelle Entwicklung auseinander treten: „durch eine ungeheure Vereinseitigung und Verkümmern großer Teile der Gesellschaft ging die Entwicklung als ganze voran. Dennoch ist dieser Prozeß, in dem die sinnlichen und geistigen Kräfte der Mehrheit oft auf ein unmenschliches Niveau zurückgedrängt wurden, zugleich der Entfaltungsprozeß der sinnlichen, geistigen und geselligen Potenzen der Menschheit.“

Die industriekulturellen Denkmuster bestimmen die Gegenwartsroutine

Die Erlöschungshoffnung durch die Große Industrie und der selbstverständliche Imperialismus der eigenen Kultur als angebliche zivilisatorische Leistung konnte hier nur mit wenigen Strichen skizziert werden. Mit der Ausbreitung des Industrialismus zum dominanten Merkmal der Gesellschaft verfestigten sich die ursprünglich nur von einer Minderheit entwickelten Denkmuster auch in den Köpfen fast aller Industriemenschen zum industriekulturellen Selbstverständnis. Es wurde zu einem Selbstverständnis, das nicht mehr begründet und gegen Alternativen gerechtfertigt werden muß. Man kennt keine Alternativen mehr. Für einen „modernen Menschen“ ist es selbstverständlich, daß „materieller Reichtum“ ein erstrebenswertes Ziel ist und daß dieser nur durch Industrialisierung, durch ständige weitere „Modernisierung“, durch disziplinierte „fleißige Arbeit“ zu erreichen ist. Bäuerlich-handwerkliche Tätigkeiten sind für ihn „überkommene“ Arbeitsfelder von nur noch randständiger Bedeutung. Die nichtindustrialisierten Länder sind ganz selbstverständlich „Entwicklungsländer“, und der unmittelbare staatliche Zwang, die „Unterentwickelten“ dazu zu zwingen, auch „Gebrauchswerte für das weiße Proletariat zu erzeugen“, ist heute ersetzt worden durch gut institutionalisierte strukturelle Gewalt des ungerechten Tausches, der Verschuldung, der „Entwicklungshilfe“. (Vgl. Altwater 1992)

Wichtige Eckpunkte des Industrialisierungsprojekts sind also in den Industriegesellschaften nicht nur äußere Realität, sondern auch fest in den Köpfen verankert. Das Sein bestimmt das Bewußtsein, hieß es ja einmal. Für große Teile des „weißen Proletariats“ hat sich auch eine frohe Botschaft des Industrialismus erfüllt: Sie dürfen teilhaben am produzierten materiellen „Reichtum“. Die andere Verheißung, die Entfaltung der sinnlichen, geistigen und geselligen Potenzen der Menschen, läßt jedoch auf sich warten. Da

kommt der Industrialismus aus seiner Elendsphase nicht heraus. Geblieben ist auch das krasse Nebeneinander von Reichtum und Elend. Verschärft hat sich das Problem der Naturausplünderung durch den Industrialismus. Die globalen Klimaveränderungen durch den Kohlendioxidausstoß lassen die Zukunft des fossilgetriebenen Fortschritts des Industrialismus düster aussehen.

Trotz der tiefen Verankerung des industriekulturellen Selbstverständnisses gibt es gegenüber früheren Zeiten eine auffällige Veränderung: Heute hat in den Industriegesellschaften der Industrialismus keine utopische Kraft mehr. Er wird nicht mehr als zukunftsverheißendes Fortschrittsprojekt zelebriert, sondern fast nur noch als blinde Verlängerung einer unabänderlichen Gegenwartsroutine betrieben. Technik- und Wissenschaftsgläubige machen sich mit einer unverdrossenen Fortschrittsrhetorik noch selber Mut. Aber im Zeichen einer verstärkten Globalisierung der industriellen Produktionsschlachten wird das Weitermachen wie bisher nicht mehr als Schritt in eine bessere Zukunft angesehen, sondern eher als notwendiges Strampeln auf der Stelle, damit man nicht zurückfällt in eine düstere Vergangenheit. Vor allem die sozialistischen Hoffnungen, die einmal mit der Industrialisierung verbunden waren, sind vollständig verblaßt. Nicht zuletzt hat der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ die ursprünglich mit der Großen Industrie verbundenen Hoffnungen auf eine allgemeine Höherentwicklung der Menschheit unter Trümmern begraben.

Große Industrie und Sozialismus

Die Sowjetunion hatte ja den nichtkapitalistischen Weg der Industrialisierung betrieben, wie das Kapital mit großer Brutalität und ungezählten Opfern. Die Hoffnungen richteten sich auch hier auf die Zukunft. Bei entfalteter Großer Industrie sollten die kapitalistischen Nachteile vermieden und die Ziele des Sozialismus nach sozialer Gerechtigkeit, Selbstbestimmung und voller Entfaltung der sinnlichen und geistigen Potenzen der Menschen erreicht werden. Der „Zusammenbruch des sowjetischen Systems“, merkt Heilbroner an, „der überall als Sieg für die Freiheit des Menschen gefeiert wurde, wurde bislang noch kaum als das wahrgenommen, was er nämlich auch war: eine Niederlage für die Hoffnungen des Menschen.“ (Heilbroner 1994, S. 140)

Ich betrachte es eher als Scheitern einer Hoffnung, die schon lange vor dem realen Zusammenbruch als Illusion erkennbar war. Es war die Illusion, daß Große Industrie und Sozialismus zusammengehen können. Wenn Marx noch in einem geschichtsphilosophischen Optimismus glauben konnte, daß die durch den Kapitalismus sich entfaltende Große Industrie Voraussetzung für den Sozialismus sei, dann können wir heute wissen, daß genau diese Große Industrie die sozialistischen Ziele nach einer solidarischen, emanzipierten und selbstbestimmten Gesellschaft vereitelt. (Diese These ist ausführlich begründet in Ullrich 1979. Dort findet man auch die Quellen für hier nicht ausgewiesene Zitate.) Die Hoffnungen auf einen „wirklichen Sozialismus“, auf eine gerechtere Gesellschaft ohne Elend mit souveränen Menschen, haben sich durch den Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ keineswegs für alle Zeiten blamiert, wie manche meinen. Begraben werden sollte aber die Illusion, daß dieses große „Menschheitsziel“ als Industrialismus möglich sein könnte.

Die weitere Industrialisierung der Welt wird gegenwärtig wieder überwiegend durch den Kapitalismus vorangetrieben, zum Teil mit einer schon für überwunden geglaubten frühkapitalistischen Rücksichtslosigkeit. Der durch eigene Fehler verursachte Zusammenbruch der sowjetischen „Kommandowirtschaft“ wird gerne als Sieg des überlegenen Systems der „freien Marktwirtschaft“, wie der Kapitalismus heute lieber genannt wird, gefeiert. Aber es gibt keinen Anlaß zum Feiern für den „siegreichen“ kapitalistischen Industrialismus. Für die durch ihn erzeugten Probleme der Naturzerstörung, Arbeitslosigkeit, größer werdenden Kluft zwischen unverschämtem Reichtum und menschenunwürdiger Armut, Schuldenlast, Sozialabbau durch Globalisierungsdruck, Verkümmern der Kultur und Verlust der politischen Gestaltung der Gesellschaft zeigen sich keine überzeugenden „Lösungsansätze“. Ratlosigkeit und Resignation sind in diesem Zusammenhang die am häufigsten benutzten Worte. Historische Großanalytiker wie Hobsbawm sehen dann auch eine „neue Weltkrise“ heraufziehen. (Hobsbawm 1995)

Spielräume der Politik im Industrialismus

Bei Großproblemen richten sich die Lösungshoffnungen vor allem auf den Staat. Er soll die Arbeitslosigkeit abbauen, etwas für den Umweltschutz und die Armen tun. Eine Antwort der gegenwärtigen „Real-

politiker“ hierauf ist die totale Unterwerfung unter die Ansprüche der Großen Industrie. Wir müssen „das jetzige Wirtschaftssystem am Laufen halten“ (Gerhard Schröder). Die Politik müsse mit Geld und Gesetzen den „nationalen“ international operierenden Konzernen dabei helfen, auf den Märkten konkurrenzfähig zu bleiben, denn was gut sei für „unsere“ Großindustrie, sei gut für unser Land. Die global player sind jedoch keinem Land mehr verbunden. Es sind vaterlandslose Gesellen im internationalen Spiel um die höchsten Profite. Der Mythos der Heilserwartung durch die Große Industrie ist auch bei den wirtschaftsgläubigen Realpolitikern fest verinnerlicht. Aber er ist bei ihnen geschrumpft zu einem bewußt- und ziellosen Restbestand, der lediglich dazu dient, das Weiterwursteln im bestehenden Getriebe zu legitimieren. Denn auf die Frage, wohin das eigentlich auf Dauer führen soll, wenn weltweit durch den Wettbewerb der Volkswirtschaften überall immer billiger produziert werden muß, lautet die Antwort des wirtschaftskompetenten Schröder: „Wenn ich das wüßte.“ (Vgl. Frankfurter Rundschau vom 13.10.1995) Die Reduktion von Politik als Vollzug der Diktatur der Gegenwart ist von anderen heftig kritisiert worden. Politik habe auch unter den Bedingungen einer globalisierten Wirtschaft noch erhebliche ungenutzte Gestaltungsspielräume. Der neoliberale Fundamentalismus der Anpassung an die vorgeblichen ökonomischen Sachzwänge sei eine Ideologie, gegen die man sich wehren müsse. Der Primat der Politik sei zurückzugewinnen mit einer „demokratisch regulierten Marktwirtschaft“ (Otto Kreye). Die Vorschläge beziehen sich auf eine stärkere Abschöpfung von nicht investierten Einkommen, staatlichen Investitionen für sinnvolle und notwendige Arbeiten, für die der Markt kein Interesse zeigt und andere demokratische Regulierungen, die bewirken, daß von den Produktivitätszuwächsen ein größerer Anteil in abhängig arbeitende und öffentliche Hände fließt. Verglichen mit der bloßen Unterwerfung unter die Interessen der Großindustrie wären dies wichtige Schritte zur Wiedergewinnung des Politischen. Vermutlich ließen sich damit einige heimische soziale Mißstände entschärfen oder zumindest zeitweise abmildern. Eine wirkliche Bewältigung der vielen anstehenden Probleme wird mit diesen Vorschlägen nicht versprochen, schon gar nicht eine hoffnungsvolle Zukunft. Die Forderungen nach einer politischen Gestaltung ist zwar ein Schritt zur Emanzipation von der Diktatur der Ökonomie, aber die als möglich in Betracht gezogenen Veränderungen bleiben eigentümlich gefesselt an die als unabänderlich angesehenen Vorgaben des Industrialismus. Selbst da, wo ein Primat der Politik gefordert wird, bleibt also das für die politische Gestaltung zugelassene Feld sehr begrenzt.

Das gespaltene Bewußtsein

Auf der einen Seite wissen heute sehr viele Menschen oder ahnen es zumindest, daß der Industrialismus in eine Sackgasse geführt hat. Selbst ein christdemokratischer Umweltminister formuliert unter dem Eindruck des Erdgipfels in Rio die Einsicht, daß es eine „Lebenslüge der Industriegesellschaften“ sei, weiterhin zu glauben, unsere Produktions- und Lebensweise könne ein „Entwicklungsmodell“ für die ganze Erde sein. Die Industrieländer müssen also ein neues, nachahmungsfähiges „Wohlstandsmodell“ entwickeln. Oder: Alle Modellrechnungen führen vor Augen, daß die für die Stabilisierung des Klimas erforderlichen Minderungen des Energieverbrauchs um mindestens 80% mit technischen und organisatorischen Maßnahmen innerhalb des Industriesystems nicht zu erreichen sind. Schon Minderungsziele von 25% stoßen in wachstumsorientierten Gesellschaften auf große Schwierigkeiten. Darum fordern entsprechende Studien vom Umweltbundesamt, von Sachverständigenräten oder von Enquetekommissionen des Deutschen Bundestages auch immer wieder eine „grundlegende Umorientierung“. Neben technischen und organisatorischen Maßnahmen sei auch eine „andere Lebensweise“ erforderlich. Oder in der Sozialpolitik weiß man, daß auch beim Ausschöpfen aller denkbaren sozialpolitischen Möglichkeiten im Rahmen einer globalisierten ökonomischen Wettkampfdynamik die Zahl der Arbeitslosen steigt, die Verelendung auch in den reichen Ländern zunimmt und eine neue „Unterklasse“ mit dauerhaft aus der Gesellschaft „ausgegrenzten“ Menschen entsteht. Anstelle der allgemeinen „Höherentwicklung“ durch einen globalisierten Industrialismus also ein Rückfall in frühkapitalistische Verhältnisse, nun jedoch ohne die Hoffnung auf bessere Zeiten.

Trotz dieser Einsichten in das Scheitern des Industrialismus wird an den industriell geprägten Formen der Warenproduktion, Lohnarbeit, Lebensweise, wissenschaftlich-technischen Innovationsdynamik und der großräumig orientierten Kämpfe um Absatzmärkte festgehalten. Die Losung ist: Es gibt keine Alternative zur Industriegesellschaft, es gibt nur Alternativen in ihr. Obwohl man weiß oder wissen kann, daß die

„Alternativen in ihr“ die Probleme nicht lösen können, wird daran festgehalten. Die vielfach beklagte gegenwärtige Perspektiv- und Ratlosigkeit ist keine „aufgeklärte Ratlosigkeit“ (Habermas), sondern eine Denkblockade in einem gespaltenen Bewußtsein. Es ist eine selbstverschuldete Unmündigkeit, in die uns der Fortschrittsmythos der Moderne geführt hat.

Das gesplante Bewußtsein wird auch auf der Ebene der Trennung von Wissen und Verhalten beschrieben. Der „Widerspruch zwischen Gefahrenwissen und Alltagsverhalten liegt wie Mehltau über unserer Gesellschaft.“ (Michael Müller) Seit längerem gibt es ausgearbeitete gangbare „Wendeszenarien“ beispielsweise für die Felder Energie, Landwirtschaft, Verkehr und Chemie. Aber es fehlt der „politische Mut“, Schritte in diese Richtung einzuleiten. (Vgl. Müller/Hennicke 1994) Mut ist vermutlich noch kein angemessener Begriff für die Analyse der politischen Blockade, und die Gründe für den Widerspruch zwischen Wissen und Verhalten sehe ich zunächst auch noch stärker auf der Ebene eines „unaufgeklärten“ widersprüchlichen Bewußtseins.

Denkblockaden durch den Fortschrittsmythos

Der Fortschrittsmythos der Höherentwicklung durch Produktivkraftentfaltung hat sich ins Bewußtsein des „modernen“ Menschen tiefer eingegraben, als mancher wahrhaben möchte. Daß durch Arbeit, Wissenschaft und Technik ein „Schleichweg ins Paradies“ (Francis Bacon) zu bahnen sei, wird trotz gegen teiligen Wissens doch immer noch geglaubt. Auch die industrielle Dynamik der Maßlosigkeit des Schneller, Größer, Weiter, Mehr ist überwiegend akzeptierter Stand des Bewußtseins. Das schnellere Verkehrsmittel, der schnellere Computer sind besser, der größere Markt, das größere Europa sind wünschenswerter, die weitere Urlaubsreise hat höheren Prestigewert als die Erkundung der Nähe, mehr Einkommen, mehr Dinge kaufen können wird auch dann noch als selbstverständlich angesehen, wenn man längst an Verstopfung leidet.

Ein Bestandteil des Fortschrittsmythos hält sich besonders hartnäckig: Die Annahme der zeitlichen Ausrichtung der Geschichte nach „vorne“. Es gibt nur ein „Vorwärts“, niemals ein Rückwärts. „Wir haben uns verstiegen“ (Hans Jonas), aber der moderne Mensch setzt selbstverständlich auch bei Gefahr des Absturzes den Aufstieg zum nebelverhangenen Gipfel fort. Die „Umkehr“ ist als Option nicht zugelassen, nur der „Durchbruch“. Wenn eine Idee als „rückwärtsgewandt“ gekennzeichnet werden kann, dann ist sie damit ohne weitere Begründung hinreichend kritisiert und unmöglich gemacht. Ein „Zurück“ kann der moderne Mensch nur als angstbesetztes „Zurück auf die Bäume“ denken. Daß frühere Generationen vielleicht viel sinnvollere Lebensformen und bessere materielle Gestaltungen von Lebensräumen gefunden haben könnten, als wir sie heute haben, darf nicht in Erwägung gezogen werden. Der Mythos der Höherentwicklung hat auch die Wissenschaften mit Denkverböten und Tabus umstellt. In der modernen Volkswirtschaftslehre ist beispielsweise „Subsistenzwirtschaft“ keine denkbare Möglichkeit, weil es eine „historisch überwundene“ Wirtschafts- und Lebensweise ist. Oder in den Sozialwissenschaften stoßen Überlegungen für eine teilweise Rücknahme der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung und Arbeitsteilung auf ein strenges Verbot. Hinter diesen „historisch erreichten Stand“ könne man nicht mehr „zurückfallen“.

Angesichts der Größe der sozialen Probleme, der Gefahr einer Klimakatastrophe und einer „neuen Weltkrise“ und angesichts der Sackgassensituation des Industrialismus bedeutet Wiedergewinnung des Politischen sehr viel mehr als finanzielle Umschichtungen und neue Steuergesetze. Die politische Gestaltung der Zukunft muß auch den bislang tabuierten Kern des Fortschrittsdenkens, des industriekulturellen Selbstverständnisses in Frage stellen und neu bestimmen, damit Auswege jenseits des Industriesystems gefunden werden können.

Normative Ordnung und gewissenlose Handelsfreiheit

Die Wiedergewinnung der demokratisch-politischen Gestaltung der Gesellschaft wird durch einen weiteren Tatbestand erschwert: durch die einseitige Wahrnehmung unbegrenzter Freiheit. Nicht nur der gegenwärtige „Sieg“ des Kapitalismus über den real existierenden Sozialismus, sondern auch der lange zurückliegende Sieg des Kapitalismus über den Feudalismus wurde interpretiert als „Sieg der Freiheit“. Die vorindustriellen Gesellschaften waren und sind normintegriert. Kulturelle Werte, Traditionen, religiöse und gesellschaftliche Normen bestimmen den Zusammenhalt der Gesellschaft und die Verhaltensweisen

der Mitglieder. Das kapitalakkumulierende Bürgertum zerstörte die Normintegration. Die „buntscheckigen Feudalbande (wurden) unbarmherzig zerrissen und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohl-erworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt.“ (Marx und Engels im Kommunistischen Manifest)

Für den Besitzbürger, der sein Produktions- und Handelsinteresse über alle anderen Interessen setzte, war die „Deregulierung“, die Aufhebung von Zunftbeschränkungen, sicher als Befreiung zu interpretieren. Aber für den Mittellosen hatte die gewissenlose Handelsfreiheit, die ihn von seinen Subsistenzmöglichkeiten „befreite“ und ihn freisetzte, seine Arbeitskraft feilzubieten, ein anderes Gesicht. Die neue Freiheit hatte für ihn einen schalen Geschmack und war verbunden mit Plackerei und Elend. Dieses Doppeltgesicht der gewissenlosen Handelsfreiheit können heute auch beispielsweise viele Menschen der ehemaligen Sowjetunion nach dem „Sieg der Freiheit“ am eigenen Leib verspüren. Seit dem Beginn der kapitalistischen Industrialisierung erhielt individuelle Freiheit eine hohe Wertschätzung, aber gleichzeitig konnte sich diese eigentümliche Wahrnehmungstrübung für die negativen Folgen unbegrenzter Freiheit etablieren. Als Gesicht der Freiheit konnte sich die Sicht des Überlegenen, des Gewinners durchsetzen, und die Folgen der rücksichtslosen Freiheit wurden großzügig übersehen. Gesellschaften haben immer im Spannungsfeld von „Freiheit“ und „Ordnung“ gestanden. Geglückte Gesellschaften fanden eine Balance zwischen ihnen, denn beide haben in den Extremen schädliche Auswirkungen. Das negative Extrem der Ordnung wird Leviathan genannt: die staatliche Gewaltherrschaft und Tyrannei. Das negative Extrem der Freiheit, die „großtierhafte“ Fratze individuellen Freibeutertums wird Behemot genannt. Es zeigt sich in krimineller Anarchie, in der brutalen Rücksichtslosigkeit des Stärkeren. „Das Extrem der Freiheit ist das blutige und grausame Chaos; das Extrem der Ordnung die blutige und grausame Unterdrückung.“ (Vgl. Sieferle 1994, S. 168 ff.)

Als durch den Kapitalismus die alte normbegründete Ordnung zerschlagen wurde, sollte die neue Ordnung über die gewissenlose Handelsfreiheit gestiftet werden. Die „unsichtbare Hand“ sollte hinter dem Rücken der nur dem Eigennutz nachstrebenden Individuen die Gesellschaft zum Wohle aller zusammenhalten. Normintegration wurde durch Marktintegration ersetzt. Daß das nicht gut gehen konnte, sah selbst der Urbefürworter der „natürlichen“ Marktfreiheit Adam Smith. Er sah den Staat in der Pflicht für die Schaffung marktergänzender Einrichtungen und für Schutzregelungen gegen „Ungerechtigkeit und Unterdrückung“ eines Bürgers gegen einen anderen.

Aber diese ursprünglich bürgerliche Forderung, daß durch staatliche Schutzregelungen jede Freiheit dort begrenzt werden muß, wo die Freiheit anderer gefährdet ist, wurde trotz sozialstaatlicher Kompensationen für grobes Marktversagen auch in demokratischen Industriegesellschaften nie eingelöst. Nach dem Zusammenbruch der „staatsgelenkten Wirtschaft“ gibt es nach Phasen keynesianischer Wirtschaftspolitik wieder eine völlig unreflektierte Markteuphorie. In der „Freisetzung aller Marktkräfte“, in Privatisierung und Deregulierung wird wieder das Heil gesucht. Gefahren sieht man nur im Leviathan. Forderungen nach lange überfälligen staatlichen Schutzregelungen wie die nach einem allgemeinen Tempolimit auf den Straßen werden als unzumutbare Einschränkungen „der“ Freiheit angesehen, ja als ökostalinistische Entgleisung. Die Folgen der „Gier des Marktes“ (Koch 1995), die blutigen und grausamen Resultate des Behemot in der heutigen „freien“ Gesellschaft werden nicht gesehen. Über die etwa dreißig Toten an der Berliner Mauer ist die „Zivilisierte Welt“ mit Recht empört, und in Mauerschützenprozessen sucht man nach Schuldigen. Die 1500 zusätzlichen Toten im Straßenverkehr durch die freie Fahrt der freigewordenen Bürger allein im ersten Jahr nach der Maueröffnung scheinen dagegen eine „Naturnotwendigkeit“ für den Modernisierungsprozeß zu sein.

Die zukünftige Gesellschaft, die den sozialen und ökologischen Herausforderungen begegnen kann, wird wieder sehr viel höhere Anteile der „Normintegration“ haben müssen. Auf der Basis einer dominanten gewissenlosen Handelsfreiheit ist keine Zivilgesellschaft zu gründen, die die Freiheit und Rechte aller Bürger gewährleistet. Ökonomische und wissenschaftlich-technische Rationalität, die im kapitalistischen Industrialismus eine fast unbegrenzte Diktatur ausüben, müssen wieder eingebunden werden in einen kulturellen Kosmos. Für die demokratische Gestaltung der Gesellschaft wird das spannende Thema der Zukunft sein, welche neue Mischung von Markt und nichtmarktförmigem Austausch, von staatlichen Schutzregelungen und zivilgesellschaftlichen Freiheiten, von Privateigentum und gesellschaftlichem Eigentum, von Markt und demokratischer Planung gefunden werden. Das Thema „demokratischer Sozia-

lismus“ ist dann ganz sicher wieder auf der Tagesordnung.

Ich möchte an Hand einiger Schlüsselthemen des Industrialismus erläutern, in welcher Richtung man auch nach zukunftsfähigen Perspektiven suchen sollte. Die Stichworte sind: Verselbständigung der Produktion, die Rolle der Wissenschaft für die industrielle Produktion, industrielle Arbeitsamkeit und warenintensive Lebensweise, die Quellen industrieller Produktivität, die Divergenz der Vermögen von Herstellern und Verantwortlichen, Globalisierung.

Die Verkehrung von Mittel und Zweck

Durch die Große Industrie entstanden eine Reihe von Trennungen und Umkehrungen. Eine betrifft das Verhältnis von Produktion und Konsum, von Bedarfsgüterproduktion und Bedarf. Früher, als die Produktion noch in „richtigen Proportionen“ gehalten war, schreibt Marx, ging die Nachfrage dem Angebot voraus. Die „Produktion folgte Schritt für Schritt der Konsumtion“. Aber mit der mächtigen Produktionsmaschinerie der Großen Industrie wird der Zusammenhang zwischen Bedarf und Bedarfsgüterproduktion aufgetrennt und umgekehrt. „Schon durch die Instrumente, über welche sie verfügt, gezwungen, in beständig größerem Maße zu produzieren, kann die Großindustrie nicht die Nachfrage abwarten. Die Produktion geht der Konsumtion voraus, das Angebot erzwingt die Nachfrage.“ (Marx/Engels Werke MEW 4, S. 97f.)

Zu Beginn der industriellen Produktionsweise hatte man die sich selbst verstärkende Wachstumsdynamik der Großen Industrie noch nicht gesehen. Adam Smith beispielsweise vermutete, daß sich nur die Produktion veränderte und nicht die Produkte und daß der ganze Prozeß wieder zum Stillstand käme. Auf ähnliche Vermutungen gründeten sich auch sozialistische Utopien. Durch die Entfaltung der Produktivkräfte sollte die erforderliche Arbeitszeit für die Herstellung der „notwendigen Bedarfsgüter“ im „Reich der Notwendigkeit“ stark reduziert werden, damit die freie Zeit im „Reich der Freiheit“ ausreichend groß wird für Philosophie und Gartenarbeit.

Daraus wurde aber nichts. Da die Große Industrie die Nachfrage nicht abwarten kann, produziert sie diese gleich mit. Die Produktionssphäre verliert ihren Zweck, notwendige Bedarfsgüter herzustellen, aus den Augen. Sie verselbständigt sich und wird selbst zum Zweck. Auf diese Weise entsteht eine Produktlawine von industriell erzeugtem Kram, den zum größten Teil niemand wirklich braucht. Der „Bedarf“ dafür muß nachträglich erst aufwendig hergestellt werden. Heute arbeiten in Deutschland rund vierhunderttausend Menschen in der Abteilung Produktpropaganda und Bedarfserzeugung. Man kann heute kaum noch öffentliche Räume betreten oder ein Informationsmedium nutzen, ohne ständig vom Geblöke der Marktschreier behelligt zu werden. Demnächst wird der Papst bei seiner Osterbotschaft verkünden, daß diese „freundlich unterstützt“ wurde vom europäischen Verband der Legehennenhalter. Für die heutige Gesellschaft ist dieser geduldete Imperialismus der Bedarfserzeugerbranche, die Kolonisierung aller Lebensbereiche durch den zwanghaften Produktionswahn, ein Indikator für ihre kulturelle Verelendung.

Die unermesslich schädliche Wirkung der Wissenschaft

Gleichgültigkeit gegenüber wirklichem Bedarf und Maßlosigkeit in der erzeugten Warenlawine sind Kennzeichen der Logik des Kapitals. Im maßlosen Prozeß der Akkumulation von Geld-Ware-Geld ist das Zwischenstadium Ware nur von Interesse, soweit es dazu beiträgt, am Ende das Geld zu vermehren. Aber Gleichgültigkeit gegenüber Gebrauchswerten und Maßlosigkeit sind auch Kennzeichen der modernen Naturwissenschaft. Die Logik des Kapitals und die Logik der mathematisch-experimentellen Naturwissenschaft haben große Ähnlichkeiten, sie sind strukturell affin. Kapital und Wissenschaft stützen sich gegenseitig und benötigen sich gegenseitig. (Ausführlich dargestellt in Ullrich 1977)

Vor rund siebzig Jahren hat Bertrand Russell in seinem Buch „Die Kultur des Industrialismus und ihre Zukunft“ ebenfalls eine Bilanz aufgestellt für den bis dahin zurückgelegten Weg der Industrialisierung. Für die Rolle der Wissenschaft stellt er fest, daß „bisher die Anwendung im großen ganzen unermesslich schädlich war, und erst dann aufhören wird, es zu sein, wenn die Menschen eine weniger energiebetonte Anschauung vom Leben haben werden ... Die Wissenschaft wurde bisher zu drei verschiedenen Zwecken angewandt: um die Gesamtproduktion von Bedarfsartikeln zu steigern; um die zerstörende Wirkung des Krieges zu erhöhen; und um Vergnügungen, die einen künstlerischen oder hygienischen Wert hatten, durch triviale zu ersetzen. Auf die Steigerung der Gesamtproduktion, die vor hundert Jahren eine gewisse

Bedeutung hatte, kommt es jetzt viel weniger an als auf mehr Muße und eine kluge Regelung der Produktion. Es erübrigt sich, über diesen Punkt ausführlicher zu sprechen.“ (Russell 1928, S. 212)

Die wissenschaftlich angeleitete Steigerung der Produktion und der Ausbau der Kriegsmaschine sowie die Mechanisierung und elektronische Trivialisierung von Kulturtätigkeiten bekamen ja nach dem Zweiten Weltkrieg einen geradezu explosionsartigen Schub. Dennoch kommen aus der Wissenschaft so gut wie gar keine Anregungen für eine „kluge Regelung der Produktion“. Der atemlose und bewußtlose Wissenschaftsbetrieb ist heute die Institution, die der modernen Maßlosigkeit des Schneller, Größer, Weiter und Mehr die materiell-technischen Flügel verleiht. Vorhandenes Brauchbares und Gutes und eigentlich Ausreichendes wird in beschleunigtem Tempo durch angeblich technisch Besseres ersetzt. Die verselbständigte Güterproduktion setzt für ihre ziellose Dynamik voll auf die wissenschaftlich-technische Innovation für irgendwelche neuen Produkte für neu zu schaffende Märkte, die vorhandene Produkte verdrängen. Und obwohl die industriell erzeugte Warenlawine lange jedes zuträgliche Maß überschritten hat, hat sich die Hure Wissenschaft noch nie so unterwürfig der Ökonomie feilgeboten für weitere Steigerung der Produktion wie gegenwärtig.

Leitlinien für eine kluge Regelung der Produktion

Der Dreh- und Angelpunkt für die Gewinnung einer zukunftsfähigen, dauerhaft tragfähigen Produktions- und Lebensweise ist die Aufhebung der entgrenzten Dynamik des kapitalistischen Industrialismus. Wenn es nicht gelingt, diese institutionalisierte Spirale des maßlosen und unersättlichen Produktivismus und Konsumismus stillzustellen, kann man alle Effizienzrevolutionen und ökologischen Steuerreformen vergessen. Ihre vorübergehenden Erfolge würden durch Wachstumsprozesse bald wieder aufgezehrt sein. Eine „kluge Regelung der Produktion“ hebt die Verselbständigung der Produktion auf und bringt die verdrehte Mittel-Zweck-Beziehung wieder in die richtige Reihenfolge. Ausgangspunkt für die Produktion sind dann wieder die wirklichen Bedürfnisse und Probleme der Menschen nach gesunder und wohl-schmeckender Nahrung, nach Kleidung, menschenwürdiger Wohnung und Lebensraumgestaltung, nach der Entfaltung sinnlicher, geistiger und geselliger Potenzen in Kulturtätigkeiten. Die Produktion muß ihre Nachfrage wieder abwarten können, und da die Große Industrie das nicht kann, muß zu kleineren Produktionsformen „zurückgefunden“ werden, zur „kleinen Industrie“, zu handwerklichen und bäuerlichen Produktionsweisen. Die Wissenschaft, deren Anwendung bislang „unermesslich schädlich war“, sollte sich aus der Produktion weitgehend heraushalten. Zumindest sollte sie sich in Zukunft auf Folgewirkungswissen und nicht auf Herstellungswissen konzentrieren und wieder eine „kleine Wissenschaft“ (Chargaff) werden. (Vgl. ausführlicher Ullrich 1996)

„Arbeitsplätze“ können in Zukunft auch keine sinnvolle Orientierung mehr sein. Mit der Verselbständigung der Produktionssphäre und ihrer gesellschaftlichen Dominanz ist die Politik in die „Arbeitsplatz-falle“ geraten. Vom Braunkohleabbau bis zum Transrapid wird heute jeder Unsinn mit dem Arbeitsplatzargument gerechtfertigt. Aber Menschen „brauchen“ eigentlich keine industriellen Lohnarbeitsplätze. Was sie brauchen, sind Bedingungen für ein „gutes Leben“ und soziale Anerkennung. Beides wird von industriellen Lohnarbeitsplätzen nicht gewährleistet, so daß auch für die „Zukunft der Arbeit“ ohnehin grundlegende Umorientierungen erforderlich sind. (Vgl. ausführlicher Ullrich 1995)

Industrielle psychische Zurichtung und neue Lebensweise

Mit der Großen Industrie, die die Nachfrage nicht abwarten kann und den Bedarf gleich mitproduziert, ist eine doppelte industrielle Zurichtung der Individuen erfolgt, für die Produktion und die Konsumtion. In einem sehr schmerzvollen und heute vergessenen Zurichtungsprozeß wurde die industrielle Arbeitsamkeit erzeugt, die maschinenmäßige Disziplinierung zur Fabrikarbeit, wie man sie vorher nur vom Militär kannte. (Vgl. z.B. Thompson 1973 und Ullrich 1979) Die Große Industrie benötigte „Arbeitskräfte“, die unabhängig von ihren Bedürfnissen arbeiten. „Den Zusammenhang zwischen Bedürfnisbefriedigung und anschaulicher Bedarfsdeckung einerseits und Arbeit andererseits zu trennen und endlich umzukehren, muß eine unvorstellbare Verhaltenszumutung gewesen sein.“ (Krovoza 1976, S.137)

Die Große Industrie, die die Nachfrage nicht abwarten kann, braucht für ihre produzierte Güterflut auch einen Konsumenten, der unabhängig von seinen Bedürfnissen konsumiert. Es entsteht die „warenintensive Lebensweise“, die verzweifelt und erfolglos versucht, alle Bedürfnisse durch Warenkonsum zu befrie-

digen (Leiss 1978). Es entsteht der umworbene moderne Konsument mit fehlgeleitetem Konsum (Beier 1993), der durch den „Fortschritt“ der Produktivkräfte auch in der Sphäre der Konsumtion sich in seinen menschlichen Möglichkeiten zurückentwickelt, der regrediert (Schmidbauer 1995). Die Trennung von Bedarf und Produktion und die Maßlosigkeit, die Dynamik der Unersättlichkeit der kapitalistischen Ökonomie haben sich nicht nur institutionell abgesichert, sie haben sich durch den Industrialisierungsprozeß auch in die Psyche und Seele der Menschen verkrallt.

Die heute vielfach geforderte rettende „neue Lebensweise“ muß diese doppelte industrielle Zurichtung wieder abstreifen, um zu einer weniger energiebetonten Anschauung vom Leben zu kommen. Das Suchtverhalten des zwanghaften Produktionswahns muß auch auf der psychischen Seite „geheilt“ werden. Für die Überwindung der Arbeitsamkeit, der ruhelosen Betriebsamkeit, stehen die Chancen vielleicht gar nicht schlecht. Zwar wird offiziell noch immer der Fortschritt durch Anstrengung und Leistung gepredigt. Aber der „Leistungsträger“ mit der 70-Stunden-Woche wird nicht nur als streßgeplagter und herzfarkt-gefährdeter Tretmühlenhamster bemitleidet, man sieht in ihm auch einen Grund für das bewußtlose, problemverstärkende Weiter-so. Bereits Russell war „zu der Überzeugung gelangt, daß ‚Fortschritt‘ und ‚Leistungsfähigkeit‘ ein großes Unglück für die westliche Welt sind.“ Und er fügt hinzu: „Ich glaube nicht, daß es sich lohnt, schwierige Tugenden oder äußerste Aufopferung zu predigen, denn es sieht nicht danach aus, daß das Anklang finden könnte. Aber ich verspreche mir viel von der Faulheit als einem Evangelium.“ (Russell 1928, S. 206)

Darin liegt die Chance. Um die industrielle Arbeitsamkeit abzustreifen, muß man keinen neuen Menschen erziehen mit „schwierigen Tugenden“, sondern man kann zurückgreifen auf den alten Menschen, auf die vorindustrielle Tugend der „natürlichen Faulheit“, gegen die der Industrialismus so sehr angekämpft hat. Umfragen belegen immer wieder, wie groß die verschüttete Sehnsucht nach Ruhe, Ausspannen, Muße und Faulheit ist.

Ein Teil der neuen Lebensweise wäre also mit dem alten Menschen zu gewinnen. Aber die Befreiung vom Konsumismus wird schwieriger sein. Angewöhnter unnötiger Konsum zwingt zu unnötiger Lohnarbeit und umgekehrt. Moral und Genügsamkeit zu predigen, findet auch heute wenig Anklang. Rahmenbedingungen müssen gegeben sein, in denen man lebenserhaltende Tätigkeiten jenseits der Lohnarbeit ausüben kann, in denen man erfahren kann, daß materielle Genügsamkeit mit höherer Genußfähigkeit und Lebensqualität verbunden ist, in denen Menschen wieder Maßstäbe dafür gewinnen, wann sie genug haben und sehen, daß weniger „haben“ mehr „sein“ bedeutet. (Anregungen hierzu in Ullrich 1993.)

Die gesellschaftlichen Machtmittel der Politik

Das Umfeld für die Einübung in die neue Lebensweise müßte auch normativ gestützt werden durch die gesellschaftlichen Machtmittel einer demokratischen Gesetzgebung. So hat beispielsweise die innere Kolonisierung der Gesellschaft durch die Produktpropaganda ein unentrinnbares Umfeld geschaffen, das ständig auffordert: kaufe, kaufe, kaufe. Ein Emissionsschutz gegen diese Umfeldverschmutzung wäre sehr hilfreich für die neue Lebensweise. Wenn allein die Werbung im Umfeld von Kinderfernsehsendungen verboten und so der Konsumterror der Kids gegen ihre Eltern gemildert würde, könnte dadurch die Mülllawine vermutlich wirkungsvoller gebremst werden als durch die fleißige Arbeit ganzer Heerscharen von Effizienzingenieuren, und in die Familien würde wieder mehr Frieden einkehren.

Wenn man sich anschaut, welche Umfeldverschmutzung und welchen Schaden die Werbung für das Medium Fernsehen angerichtet hat, so kann man sich ja nur wundern, warum die Werbung in elektronischen Medien nicht überhaupt verboten wird, was ja ohne weiteres möglich wäre. Bezogen auf das Auto, das er mit Recht als „einen der Krebschäden unserer Gemeinschaft“ ansah, formulierte ein Justizminister der Bundesrepublik, als er noch Oberbürgermeister von München war: „Dort, wo Produktion schädlich ist, muß sie mit den Machtmitteln dieser Gesellschaft, und das ist die Gesetzgebung, verboten werden.“ (Hans-Jochen Vogel, zitiert nach Dollinger 1972, S. 244)

Das wäre eigentlich ein ganz selbstverständlicher Vorgang für eine demokratische politische Gestaltung einer Gesellschaft, die gewissenlose Handelsfreiheit überall da einzuschränken, wo sie der Gesellschaft in einer Gesamtbilanz Schaden zufügt. Zumindest in der verbalen Einsicht waren Spitzenpolitiker vor einer Reihe von Jahren schon wesentlich weiter, denkt man beispielsweise auch an Oscar Lafontaine, der 1985 sehr nachdrücklich für eine „Umkehr zum Leben“ plädierte. „Gegenwärtig gilt es, das an Leben und

Menschlichkeit zurückzugewinnen, was der zwanghafte Produktionswahn zerstört hat. Unser Ziel kann es heute nicht mehr sein, ... die Waren- und Güterproduktion zu steigern. Unser Ziel muß es sein, dem Leben und der Menschlichkeit wieder Raum zu schaffen.“ (Lafontaine 1985, S. 17)

Produktive Knechtschaft und unproduktive Freiheit

Die bis heute bewunderte hohe Produktivität des Industrialismus beruht fast ausschließlich auf Raub und Kostenverschiebungen. Zu Beginn der kapitalistischen Industrialisierung im Verlagswesen und in der Manufaktur beruhte der Produktionsfortschritt auf der Ausplünderung der „Arbeitskräfte“. Sie wurden beraubt von ihren Fertigkeiten, von der Selbstbestimmung der Arbeitszeit und der Zeitrhythmen, von ihrer Mehrarbeit, vom Sinnenbezug der Tätigkeiten und den Möglichkeiten, auch in mühevolleren Arbeiten Befriedigungen finden zu können. Adam Smith sah in diesem Raub, in der bis dahin undenkbaren Zerstückelung der Arbeit, die Hauptquelle des Produktionszuwachses. Aber er machte sich noch Sorgen über die damit verbundene geistige Verelendung bei den Arbeitern. Freiwillig wäre diese abscheulich monotone Arbeitsweise nie entstanden. Für die Arbeiter war sie alles andere als „produktiv“, nur für den abschöpfenden Fabrikherren. Wie bei der gewissenlosen Handels-„Freiheit“ setzte sich auch bei der „Produktivität“ die Herrensicht als Normalbetrachtung durch. Eine kleine Geschichte von Ford, dem Erfinder der Produktivitätssteigerung durch Massenproduktion am Fließband, und einem indianischen Holzschnitzer verdeutlicht das. Ford bestellte bei dem Indianer einen Holzstuhl zu 5 Dollar. In der Hoffnung, daß es dadurch billiger würde, weil er dem Indianer durch die „Massenanfertigung“ ja Arbeit erspare, bestellte er 12 gleiche Stühle. Der Indianer jedoch sagte ihm: „Dann kostet aber jeder Stuhl 3 Dollar mehr, denn wenn ich einen Stuhl schnitze, so habe ich ein Vergnügen daran, wenn ich aber zwölfmal dasselbe Modell herstelle, dann muß die Langeweile bei der Arbeit mitbezahlt werden.“

Bis heute wird im Industrialismus die geisttötende Monotonie, die Enteignung, Entsinlichung und Fremdbestimmung in der Arbeit nicht mitbezahlt. Man begreift langsam, daß Produktivitätssteigerungen nicht durch Ausplünderung der Natur fortzuführen sind. Aber die Ausplünderung von Menschen, die Erniedrigung und die Unterdrückung der sinnlichen, geistigen und geselligen Potenzen, scheinen noch immer als „Naturnotwendigkeit“ akzeptiert zu sein für die Produktivitätssteigerungen eines anderen, eines Produktionsmittelbesitzers. In einer humaneren, zukunftsfähigen Gesellschaft, in der die Produktion die Nachfrage wieder abwarten kann, wird auch „Produktivität“ wieder umfassender und humaner bestimmt sein und die „Kosten“ der Langeweile nicht einfach ausgeblendet werden.

Da Tätigkeiten für den Lebenserhalt zum Leben dazugehören, müssen auch sie lebenswert gestaltet werden. Die nur durch die Große Industrie aufgezwungene schroffe Trennung zwischen dem Reich der Notwendigkeit und dem Reich der Freiheit, diese „unerträgliche Alternative zwischen produktiver Knechtschaft und unproduktiver Freiheit“ (Arendt 1981, S. 95) wird dann wieder zurückgenommen werden können. Darum ist die vor über hundert Jahren gegen Marx gesetzte Utopie von William Morris so aktuell wie nie: „Überdies haben wir allmählich herausgefunden, was wir brauchen, und wir machen deshalb nie mehr, als wir brauchen; und da wir nicht gezwungen sind, eine große Masse nutzloser oder gar schädlicher Dinge zu machen, so haben wir Zeit und Hilfsmittel genug, die Anfertigung der notwendigen Güter als ein Vergnügen zu betrachten. Alle Arbeit, die schwer mit der Hand zu verrichten wäre, wird mit außerordentlich verbesserten Maschinen gemacht, und alle Arbeit, die mit der Hand herzustellen ein Vergnügen ist, wird ohne Maschinen angefertigt.“ (Morris 1974, S. 132)

Ein zweiter Grund für die scheinbar hohe Produktivität des Industrialismus ist die Ausplünderung der Natur. Ein typisches Merkmal der industriellen Produktionsweise ist, daß sie sich nicht auf das „laufende Einkommen“ der Erde gründet, sondern ihre Vorräte ausraubt, also gleichsam das „Kapital“ der Erde verpraßt. Die durch diese Bankräubermentalität entstehenden Schäden etwa in Form der Klimaveränderungen werden auf die Zukunft verschoben. Von herausragender Bedeutung für den Industrialismus ist das Verprassen der fossilen Energieträger, mit deren Hilfe über wissenschaftlich konstruierte Kraftmaschinen die Ausplünderung der anderen Naturschätze im „großen Maßstab“ betrieben wird. So gesellt sich zu der Raubökonomie eine Raubtechnik. Der räuberische und kostenverschiebende Charakter ist für die heutigen scheinbar produktiven industriellen Techniken typisch, so daß so gut wie keine von ihnen verallgemeinerbar und zukunftsfähig ist.

Durchbrechen oder Umkehren

Die Zukunftsunfähigkeit des Industrialismus wird durch ein weiteres für ihn typisches Merkmal verstärkt: durch das Auseinanderklaffen der Griffweiten von Herstellen-Können und Verantworten-Können (Anders 1956). Das Ideal der Industrie ist von Anbeginn, Lebendiges durch Totes zu ersetzen. Spontaneität, Unregelmäßigkeit, natürliche Rhythmen, jahreszeitliche Schwankungen, Unberechenbarkeit, Eigeninteresse, kurz: Lebendigkeit ist ein Ärgernis sowohl für die Kapitalverwertung als auch für die Naturwissenschaft. Das Ideal der Großen Industrie ist der berechenbare, von außen beherrschbare, homogenisierte, standardisierte, kontinuierliche Fließprozeß. Um ihn zu erzeugen, wird alles Vorgefundene in kleinste Teile zerlegt und nach Kriterien der besseren Ausbeutbarkeit und Beherrschung neu zusammengesetzt. Es entstehen synthetische Welten mit synthetischen Stoffen. Am liebsten möchte der neuzeitliche verrechnende Verstand, der moderne männliche Machbarkeitswahn, die vorgefundene „fehlerhafte“ Natur vollständig durch eine maschinenmäßig konstruierte „zweite Natur“ ersetzen.

Der Wunsch nach größerer Berechenbarkeit hat jedoch zu seinem Gegenteil geführt. Großtechnologien geraten außer Kontrolle, und die Wirkketten der im industriellen Maßstab verwendeten synthetischen Stoffe strahlen räumlich und zeitlich so weit aus, daß das Folgewirkungswissen darüber in gar keinem Verhältnis zum Herstellungsvermögen steht. Die Physiker, Chemiker, Ingenieure und Genpanscher (Chargaff), die dabei sind, die „zweite Natur“ zu schaffen, wissen nicht, was sie tun. Um beispielsweise „die vergangenen 100 Jahre Chemie“ hinsichtlich des Gefahrenpotentials aufzuarbeiten und das toxikologische Risiko zu erkennen, müßten wir jetzt - ein sofortiger Stopp der chemischen Produktion vorausgesetzt - etwa zweihundert Jahre Toxikologie anschließen.“ (Otmar Wassermann) Um das Auseinanderklaffen der Griffweiten aufzuheben, gibt es zwei prinzipielle Möglichkeiten. Die eine wäre der hyperindustrielle Durchbruch. Es wäre die unverdrossene Fortführung des eingeschlagenen Wegs mit der antiquierten Hoffnung, durch weitere wissenschaftlich-technische Aufrüstung und Ausweitung der synthetischen Welten der zweiten Natur doch noch alles unter Kontrolle zu bekommen. In der Konsequenz müßten alle natürlichen Voraussetzungen des Industriesystems durch künstliche ersetzt und unter technische Kontrolle gebracht werden. Das Ökologieproblem löste sich dadurch, daß die Vermondung der Erde in Kauf genommen und die Erde zur „Raumstation“ umgebaut würde. Diese Perspektive ist jedoch technisch völlig unrealistisch. Durch Aufrüstung ist die Divergenz der Griffweiten nicht einzuholen, denn die Problemerzeugung verwissenschaftlichter Techniken ist typischerweise größer als ihre Problemlösungsfähigkeit. Zudem wäre es ein Horrorszenario.

Die Alternative für das Griffweitenproblem ist die ökonomisch-technische Abrüstung. Aus den Großtechnologien, in die wir uns „verstiegen“ haben, muß wieder ausgestiegen werden. Ausstiegskandidaten sind eine Reihe ehemals sehr verheißungsvoller industrieller Techniklinien wie die Atomenergienutzung, die Petrochemie, die chemisierte Agrarindustrie, der Automobilismus, aber auch die Genpanscherei und große Teile der Beschleunigungsagenturen der elektronischen Informatisierung. Aufgrund des Produktionswahns wird gegenwärtig ein monströs hoher Energie- und Materiestrom durch die Gesellschaft gepumpt. Um zukunftsfähig zu werden, muß dieser auf etwa ein Zehntel abgerüstet werden (vgl. BUND 1996). Damit wäre die Chance eröffnet für eine Rückkehr zur vorindustriellen Energie- und Stoffbasis. Die nachindustriellen Gesellschaften würden, wie alle Kulturen vor der Industrialisierung, wieder mit dem laufenden Energieeinkommen der Erde durch die Sonne und mit nachwachsenden Rohstoffen wirtschaften. Die ökonomisch-technischen Aktivitäten würden insgesamt so weit zurückgenommen, daß die menschlichen Eingriffe und „Emissionen“ durch die Natur wieder ausgeglichen werden können.

Dieses Szenario wäre technisch gut realisierbar. Stößt das Durchbruchs-Szenario der weiteren industriellen Aufrüstung auf unüberwindbare technische und natürliche Grenzen und vermutlich auch auf soziale, so liegen die Realisierungsprobleme für das Umkehr-Szenario der industriellen Abrüstung, für die „Umkehr zum Leben“, hauptsächlich im Bereich der psychisch-sozialen Blockierungen durch den Fortschrittsmythos. Der weitere Lernprozeß und ein zunehmendes sinnliches Begreifen der Gefährdungen durch den Industrialismus werden diese gegenwärtige Blockade aber hoffentlich nicht unüberwindbar bleiben lassen.

Der Mythos der Weltgesellschaft

Das Griffweitenproblem ist auch ein Schlüsselthema für die Wiedergewinnung der politischen Gestaltung der Gesellschaft. Der kapitalistische Industrialismus war von Anfang an global orientiert. Wo immer es ging, hat er Lohndifferenzen und die billigsten Rohstoffquellen genutzt. Aber die Kommunikations- und Transportmöglichkeiten setzten hier Schranken. Der größte Teil der Güterproduktion blieb im Land, und von außen kam nicht sehr viel herein. Der Wirtschaftsraum und der politische Raum des Nationalstaats hatten eine hohe Deckung. Auf dieser Basis war eine nationale Wirtschafts- und Sozialpolitik möglich, die zu nationalen Varianten des „Wohlfahrtsstaats“ führten. Durch staatlichen Zugriff konnte von der erwirtschafteten Beute etwas für alle verteilt werden.

Vor allem in den letzten Jahren werden starke Veränderungen deutlich. Die weltweiten Kommunikationsmöglichkeiten haben sich explosionsartig ausgeweitet, die Transportmöglichkeiten, auch durch den Frachtflugverkehr, sind sehr günstig geworden, die „Güter“ sind insgesamt transportabler als früher, und es gibt erheblich mehr globale „Mitspieler“, die gute Produkte zu günstigen Preisen anbieten. Die Globalisierung der Wirtschaft hat dadurch sehr stark zugenommen. Der politische Raum und der Raum der Wirtschaftsakteure decken sich immer weniger. Die sehr viel größer gewordene globale Beweglichkeit des Kapitals, sich sehr schnell die jeweils günstigen „Standorte“ mit den niedrigsten Löhnen, Sozialstandards und Umweltauflagen auszusuchen und die Teile eines „Weltprodukts“ an weit entfernten Orten herstellen zu lassen, machen die global players eigentlich ortlos. Da es ihnen auch gelingt, ihre Beute weltweit gut zu verstecken, hat die nationale Politik einen immer geringer werdenden Zugriff auf sie. Sozialpolitik scheint nicht mehr möglich zu sein. Um die noch im Land übriggebliebenen Arbeitsplätze der Großen ein Weilchen zu sichern, wird durch Sozialabbau und auf Kosten der heimischen kleinen Industrie und des Steuerzahlers ihr ortloser Standort subventioniert. Ein internationaler Subventionswettbewerb treibt eine weltweite Negativspirale an. Politik gibt sich damit praktisch auf.

Für die Wiedergewinnung der politischen Gestaltung müssen die Räume für Wirtschaft und Politik wieder eine ausreichende Deckung erhalten. Die Frage ist auch hier, ob die unterschiedlichen Griffweiten von Wirtschaft und Politik durch räumliches Aufrüsten der Politik auf Weltniveau oder durch räumliche Abrüstung der Wirtschaft auf einen nationalen oder regionalen politischen Raum erfolgen kann.

Ganz überwiegend wird die Problemlösung erhofft mit einem Durchbruch zur räumlich größeren politischen Einheit. Nach meiner Einschätzung ist dies ein weiteres Themenfeld, in dem der Fortschrittsmythos und das gespaltene Bewußtsein näher liegende und praktikablere Auswege bereits im Denken blockiert. Die größeren Einheiten waren im Fortschrittsdenken immer wünschenswerter als die kleineren. Der kulturelle Imperialismus der Moderne sieht für die Universalisierung seiner Werte keine räumliche Grenze. Das Universum, die Weltgesellschaft war für dieses Denken immer der „vernünftige“ Endpunkt. Für räumlich kleinere Lösungen hält das Fortschrittsdenken bis heute entsprechend abwertende Bezeichnungen parat wie rückwärtsgewandte kleinförmige Idylle, nicht mehr mit der Aufklärung verbündet, grüner Fundamentalismus, Kirchtumspolitik usw.

Daß die Reste des Größenmythos heute zu erheblichen Ungereimtheiten führen und zu offensichtlichen Illusionen, scheint kaum zu stören. So werden einerseits die „bösen Folgen“ des Weltmarkts und der Zerfall der nationalen Gesellschaft in egoistische Monaden beklagt, gleichzeitig soll aber durch den Weltmarkt bereits eine „Weltgesellschaft“ entstanden sein, die es „anzunehmen“ gelte. Was hier „Gesellschaft“ bedeuten soll, bleibt ein Rätsel. Oder es wird erzählt, ein „vernünftiger Ausweg“ sei, eine „Weltsozialpolitik“ zu betreiben, aber gleichzeitig zugestanden, daß dies ein „ziemlich ungangbarer Ausweg“ bleibt. Irgendwie spukt hier immer noch die „Höherentwicklung durch Verelendung“ herum, die wundersame Verwandlung übler Tatbestände durch den Großen Weltgeist des Fortschritts.

Politik benötigt den abgrenzbaren Ort

Ich plädiere dafür, die Wiedergewinnung der politischen Gestaltung in Richtung einer räumlichen Begrenzung der Ökonomie zu suchen als Nahraumwirtschaft der kurzen Wege. Es geht darum, das Schwerkraft der Produktion für die grundlegenden Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung, Kulturtätigkeit und Lebensgestaltung regional zu orientieren. Man muß die „sozialkritischen Größen“ (Ivan Illich) für Einrichtungen und Märkte herausfinden und Märkten entsprechende Grenzen setzen (Herman Daly). Dazu sind eine Reihe sozialer Innovationen erforderlich. „Wir müssen die Strukturen

unserer Institutionen verändern, um dem Kleinen und Lokalen mehr Macht einzuräumen.“ (Handy 1995). Entscheidungskompetenzen und Verfügungen über finanzielle Mittel müssen, soweit es möglich ist, nach unten verlagert werden. Dafür wird auch eine „Staatswende“ erforderlich sein. Die nur in Wahlperioden denkende Parteiendemokratie muß ergänzt werden durch längerfristig orientierte Institutionen zur Wahrung des Allgemeinwohls. Zukunftsinteressen werden sehr viel glaubwürdiger von Nichtregierungsorganisationen und Bürgerinitiativen vertreten als von Parteien. Ihnen muß also auch institutionell ein Zugang zu politischen Entscheidungen eingeräumt werden, etwa in Form Dritter Kammern (Mohssen Massarat). „Wirtschaftsunternehmen und Nationalstaaten sind Geschöpfe des Industriezeitalters. Im Verlauf dieses Jahrhunderts haben sie mehr und mehr Aufgaben an sich gezogen, die zuvor von Tausenden lokaler Gemeinschaften erfüllt wurden. Jetzt aber, da Wirtschaft und Staat nicht mehr in der Lage sind, die wichtigsten Bedürfnisse der Bevölkerung zu erfüllen, müssen die Menschen sich notgedrungen wieder selbst umtun und neue lebendige Gemeinschaften bilden ...“ (Rifkin 1995, S. 179) Auch wenn „Gemeinschaft“ in Deutschland sehr belastet ist, sollte man sich doch vom beispielsweise „gemäßigten“ Kommunitarismus Amitai Etzionis anregen lassen.

Wenn demokratische Politik verstanden werden soll als aktive Mitgestaltung der eigenen Lebensumstände, dann benötigt Politik den abgrenzbaren Ort. Wer sich „einmischen will, muß sich zugehörig, zu Hause fühlen - muß eine Heimat haben“ (Toblacher Thesen des Jahres 1995), und „Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes“ (Alexander Mitscherlich). Die Globalisierung und moderne Universalisierung zerstört diese Identität. Entscheidungen über das Schicksal der Menschen fallen heute an einem entfernten, oft auch nicht mehr wahrnehmbaren Ort, an den sozialer Protest und Bürgeraktivitäten nicht mehr heranreichen. Auch diese politischen Griffweiten müssen zu einer besseren räumlichen Deckung gebracht werden. Die Nahraumökonomie könnte eine Mischung aus verschiedenen Wirtschaftsformen sein von Erwerbswirtschaft, Gemeinwirtschaft und Subsistenzwirtschaft. Nichtmarktförmige Austauschweisen werden für die Produktionsweise, die die Nachfrage wieder abwarten kann, eine wichtige Rolle spielen, wie beispielsweise vertragliche Vereinbarungen zwischen Verbraucher und Erzeugergenossenschaften. Eine Politik, die sich aus der Fortschrittsfalle und Arbeitsplatzfalle befreit hat, könnte schrittweise die Exportabhängigkeit abbauen mit jährlichen Zielvorgaben für eine verringerte Exportquote. Die Freihandelsreligion für die großräumige Fahrt der freien Güter bringt nur noch den globalen Raubrittern Vorteile. Daß die großräumige Kriegsökonomie, die alle in einen ständigen archaischen Überlebenskampf treibt, letztlich für alle Vorteile habe, war noch nie zutreffend. Bereits John Stuart Mill verwies darauf, daß es sehr viel sinnvoller sei, die „wichtigsten Produkte zu Hause“ herzustellen. Es ist dringend erforderlich, für die großräumig orientierte Freihandelsreligion eine volkswirtschaftliche Gesamtbilanz zu erstellen mit einer Umwelt- und Sozialverträglichkeitsprüfung.

Wenn das Schwergewicht der Produktion für die wichtigsten Güter regional orientiert ist, bedeutet das nicht, daß es nicht für bestimmte Güter weiterhin einen Weltmarkt geben wird. Auch bedeutet die Ausrichtung der Politik auf die überschaubaren mitgestaltbaren Nahräume nicht, daß es für die globalen Umweltprobleme nicht weiterhin eine „Erdpolitik“ geben muß. Aber dies wird weniger Politik im beschriebenen Sinn sein, sondern mehr ein internationales Konferenzgeschehen zwischen Experten für Klima, Energie und Schadstoffe. Der größte positive Beitrag für die „Erdpolitik“ wird ohnehin nur durch die Überwindung des Industrialismus geleistet werden können, durch die selbstbegrenzten regionalen nachindustriellen Produktions- und Lebensweisen.

Bleibt noch anzumerken, daß diese Umstellungen auf erhebliche Widerstände derjenigen stoßen werden, die Vorteile daraus ziehen, daß „das jetzige Wirtschaftssystem am Laufen“ gehalten wird. Heftige soziale Kämpfe um Besitzstandswahrungen und Umverteilungen werden unvermeidbar sein. Eine demokratische Politik müßte hier endlich eindeutig Partei für die Schwächeren ergreifen.

Erwähnte Literatur

Altwater, Elmar (1992): Der Preis des Wohlstands oder Umweltplünderung und neue Welt(un)ordnung, Münster 1992

Anders, Günther (1956): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1956

Arendt, Hannah (1981): Vita activa oder Vom tätigen Leben, München 1981

Beier, Udo (1993): Der fehlgeleitete Konsum, Eine ökologische Kritik am Verbraucherverhalten, Frankfurt/M 1993

BUND und Misereor (Hg.) (1996): Zukunftsfähiges Deutschland, Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung, Berlin/Basel/Boston 1996

Dollinger, Hans (1972): Die totale Autogesellschaft, München 1972

Handy, Charles (1995): Die Fortschrittsfalle, Wiesbaden 1995

Heilbroner, Robert (1994): Kapitalismus im 21. Jahrhundert, München/Wien 1994

Hobsbawm, Eric (1995): Das Zeitalter der Extreme, München 1995

Koch, Claus (1995): Die Gier des Marktes, Die Ohnmacht des Staates im Kampf der Weltwirtschaft, München/Wien 1995

Krovoza, Alfred (1976): Produktion und Sozialisation, Frankfurt/M 1976

Lafontaine, Oscar (1985): Der andere Fortschritt, Hamburg 1985

Leiss, William (1978): Die Grenzen der Bedürfnisbefriedigung, in: Technologie und Politik Nr. 12, Reinbek 1978

Morris, William (1974): Kunde von Nirgendwo, Köln 1974 (Zuerst erschienen 1890)

Müller, Michael/Peter Henicke (1994): Wohlstand durch Vermeiden, Mit der Ökologie aus der Krise, Darmstadt 1994

Rifkin, Jeremy (1995): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/M/New York 1995

Russell, Bertrand (1928): Die Kultur des Industrialismus und ihre Zukunft, München/Berlin 1928

Schmidbauer, Wolfgang (1995): Jetzt haben, später zahlen, Die seelischen Folgen der Konsumgesellschaft, Reinbek 1995

Sieferle, Rolf Peter (1995): Epochenwechsel, Die Deutschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, Berlin 1994

Smith, Adam (1978): Der Wohlstand der Nationen, München 1978 (Zuerst erschienen 1776)

Thompson, Edward P. (1973): Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: R. Braun u.a. (Hg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973

Ullrich, Otto (1977): Technik und Herrschaft, Vom Handwerk zur verdinglichten Blockstruktur industrieller Produktion, Frankfurt/M 1977

Ullrich, Otto (1979): Weltniveau, In der Sackgasse des Industriesystems, Berlin 1979

Ullrich, Otto (1993): Lebenserhaltende Tätigkeiten jenseits der Lohnarbeit, in: Werner Fricke (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik 1993, Bonn 1993

Ullrich, Otto (1995): Die Zukunft der Arbeit, in: Wechselwirkung Nr. 75, Oktober/November 1995

Ullrich, Otto (1996): Wissenschaft und Technik einer zukunftsfähigen Gesellschaft, in: Wechselwirkung Nr. 76, Dezember 95/Januar 96

Anmerkung:

Dieser Text ist um etwa die Hälfte gekürzt unter gleichem Titel erschienen in: Werner Fricke (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik, Bonn 1996.